

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung; Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare; Verein für Schweizerisches Anstaltswesen

Band: 13 (1942)

Heft: 9

Artikel: Die geistige Haltung unserer Anstalten in der Gegenwart

Autor: Grob, R.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-806148>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FACHBLATT FÜR SCHWEIZER. ANSTALTSWESEN

REVUE SUISSE DES ETABLISSEMENTS HOSPITALIERS

Offizielles Fach-Organ folgender Verbände: - Publication officielle des Associations suivantes:

VSA, **Verein für Schweizer. Anstaltswesen** - Association Suisse des Etabliss. hospitaliers - (Gegr. 1844)
SHVS, **Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare**
SZB, **Schweizerischer Zentralverein für das Blindenwesen**
VAZ, **Vereinigung der Anstaltsvorsteher des Kts. Zürich**

Redaktion: **Emil Gossauer**, Regensdorferstr. 115, Zürich 10 - Höngg, Tel. 67584
Mitarbeiter: SHVS: Dr. P. Moor, Bodmerweg 713, Meilen; SZB: H. Bannwart, Sekretär d. Zentralstelle des SZB, St. Leonhardstr. 32, St. Gallen; VAZ: G. Fausch, Vorsteher, Pestalozzistiftung Schlieren Techn. Teil: Franz F. Otth, Zürich 8, Enzenbühlstr. 66, Tel. 43442

Verlag: **Franz F. Otth**, Zürich 8, Enzenbühlstrasse 66, Telephon 43442, Postcheckkonto VIII 19593; Mitteilungen betr. Inserate, Abonnements, Anstaltsnachrichten, Neue Projekte, Adressänderungen, sowie alle Zahlungen an den Verlag. Abonnement pro Jahr/par an: Fr. 7.—, Ausland Fr. 10.—

Zürich, September 1942 - No. 9 - Laufende No. 127 - 13. Jahrgang - Erscheint monatlich - Revue mensuelle

Die geistige Haltung unserer Anstalten in der Gegenwart

von R. Grob, Direktor der Schweiz. Anstalt für Epileptische, Zürich *)

Die Fragen, die auf die Tagesordnung unserer heutigen Versammlung gesetzt wurden, und die sich fast sämtlich mit Notverordnungen und Rationierungen befassen, geben ein deutliches Bild von der Lage, mit der wir uns zu befassen haben. Und wenn jetzt von der geistigen Haltung, die wir in unseren Anstalten heute einnehmen, die Rede sein soll, so ergibt sich als erstes:

unsere Lage nüchtern und sachlich ins Auge zu fassen.

Die fröhliche Weisheit jenes einst berühmten französischen Apothekers, der einige Jahre vor dem Kriege trostbedürftigen Mitmenschen den Spruch sagen lehrte: „Es wird besser und besser, es wird mit jedem Tage besser...“ wäre zu mindestens heute nicht auf unsere Versorgungslage anzuwenden, sondern wir dürfen mit ruhiger Zuversicht sagen: „Es wird schlimmer und schlimmer, es wird mit jedem Tage schlimmer. Die Vorräte schrumpfen zusammen, die Zufuhr wird spärlicher, die Rationierungskarten werden zahlreicher und Schwierigkeiten und Mehrarbeit werden größer.“ Das hat mit trüber Schwarzseherei nichts zu schaffen. Es ist Wahrheitsmut und Wirklichkeitssinn, wenn wir die Dinge sehen, wie sie sind. Auch wenn der Krieg morgen schon aufhören sollte, würden die Versorgungsschwierigkeiten wohl noch eine geraume Zeit anwachsen. Und um ihnen so gut als möglich Meister zu werden, müssen wir sie zuerst nach ihrem Umfang und ihrer Höhe abmessen. Und sollten sie zu groß gesehen haben, so ist es immer noch besser, als wenn wir einer rosinigen Täuschung zum Opfer fallen. So ist es, um nur ein Beispiel von Dutzenden zu nennen, nicht Verzagtheit oder Angst, wenn wir jetzt schon damit rechnen, daß die Brotrationierung in eini-

gen Wochen oder Monaten eingeführt werden müßte, und uns fragen, wie wir den Ausfall an Brot am Besten werden ersetzen können.

Dabei werden wir uns fortwährend die Tatsache vor Augen halten:

Alles, was wir kaufen, nehmen wir aus dem Vorrat, auf den auch die andern angewiesen sind.

Vor dem Kriege war es anders. Wer damals einkaufte, nahm von dem Ueberfluß, der in unser Land einströmte und machte durch seine Vorräte Platz für andere Vorräte, die in die Lager der Händler nachrückten. Wer damals einen tüchtigen Vorrat anschaffte, und ihn dann auch sachgemäß lagerte und kontrollierte, tat nur, wozu ihn die vorsorglichen Mahnungen der Behörden ermunterten. Was wir heute anschaffen, fehlt den andern. Die Freiheit, sich möglichst ausreichend mit Vorräten einzudecken, ist damit nicht nur durch gesetzliche Maßnahmen sondern auch aus Gründen der Verantwortlichkeit gegenüber dem Volksganzen beschränkt. Kaufen kann schließlich jeder, dem von irgend einem Lieferanten ein Ausnahmangebot noch nicht rationierter Waren gemacht wird — meist noch mit dem Hinweis, daß dies nun die letzte Gelegenheit sei und auf lange Zeit nie wiederkehre. Aber eine viel größere Kunst ist es, auf einen Kauf zu verzichten, weil andere die Ware dringender benötigen als wir. Um ein Beispiel zu nennen: Wenn einer Anstalt mit landwirtschaftlichem Betrieb von einer Nahrungsmittelfabrik Suppenrollen angeboten werden, so wird sie dem Verkäufer sagen: „Es freut uns außerordentlich, daß Sie nicht nur in der Zeit zu uns kamen, als wir von den Herren Vertretern überlaufen wurden. Aber wir dürfen jetzt aus grundsätzlichen Erwägungen Ihre Waren nicht kaufen, da sie in Spitälern, die sich nicht mit einem landwirtschaftlichen Betriebe aus helfen können, viel dringender benötigt wird.“

Wir sind in der Verpflegung der uns anver-

*) Vortrag an der 98. Jahresversammlung des Vereins für Schweiz. Anstaltswesen am 12. Mai 1942 in Zürich.

trauten Schutzbefohlenen Treuhändler des Volkes und wir wollen es auch in der Art sein, wie wir die lebensnotwendigen Waren beschaffen. Es ist ein zweifelhafter Ruhm, während der Kriegszeit durch Ausnützung persönlicher und geschäftlicher Verbindungen mehr eingekauft zu haben, als es andern in gleichen Verhältnissen möglich wäre. Wir hätten in einem solchen Falle eben an uns gerafft, was andere entbehren müssen. Doch ist Gerissenheit und Ausnützung aller Möglichkeit an einem andern Ort am Platz: Beim eigenen landwirtschaftlichen Anbau und bei der sparsamen Verwendung der Vorräte. Auf diesen Gebieten gilt

der Grundsatz möglichst weitgehender Selbsthilfe.

Wir müssen uns möglichst so einstellen, als wären wir ganz allein auf uns selbst angewiesen. Je mehr wir ersparen und je mehr wir selber an Gemüse und Früchten erzeugen, desto mehr entlasten wir die andern. Jede verpaßte Gelegenheit zur Ausnützung der eigenen bodenständigen Produktion ist ein Vergehen gegenüber dem Volksganzen. Unsere Wiesen, Aecker, Beerensträucher und Obstbäume sind nicht mehr ein Gut, das wir nach den Richtlinien der besten Rendite oder auch der Ersparnis von Arbeitskräften wie vor dem Kriege verwalten dürfen, sondern sie legen uns die Verpflichtung auf, möglichst viel aus ihnen herauszuholen. Was behördlich verlangt wird, soll uns höchstens als ein Mindestmaß gelten. Dabei ist uns die Zwangslage, in der wir stehen mehr als ein Uebel, mit dem wir uns abzufinden haben, sie ist gewiß allen unter uns auch wieder ein willkommener Anlaß, alle Mitarbeiter einer Anstalt

zu einer opferwilligen Arbeitsgemeinschaft

zusammenzuschließen. Den älteren unter uns wird vielleicht in der Vorkriegszeit dann und wann, wenn uns Verwöhntheit und ungebührliche Ansprüche entgegentraten, die Mahnung entschlüpft sein: „Wartet nur, es werden wohl noch Zeiten kommen, in denen ihr froh wäret, wenn ihr hättet, was man euch bietet.“ Nun sind diese Zeiten da, und wir wollen neben dem schweren Unheil, das sie bringen, doch auch dankbar sein, daß sie uns wohl oder übel in eine harte aber gesunde Schule zur Gemeinschaftsgesinnung hineinstellen. Sie kennen alle jenen Ungeist des Ansprüchemachens, der nur höchst gnädig einmal ein kleines Opfer gewähren will, und der so gerne auf den Tisch klopfte: „Wird's bald? Kommt das Essen? Was ist das für eine Ordnung, daß hier nicht geholfen wird? Wo sind die Behörden? Warum hilft der Staat nicht? Meint man, trockenes Brot und Kaffee genüge zum Vieruhressen? Wo ist die Aufsichtskommission? Das muß in die Zeitung!“ Und wohl auch nicht ganz unbekannt ist Ihnen jene Arbeitsauffassung, die gewisse Erwachsene noch aus der Schulzeit in ihren Beruf hinübergeworfen haben: „Schlägt es wohl bald das Zeichen zum Schluß machen? Haben wir bald unsere acht Stunden abgessen? Nein, es sind noch 35 Minuten bis sechs Uhr. Aber dann soll keiner kommen und meinen, ich sei dumm genug und helfe wieder

einen Heuwagen vor dem Gewitter unter Dach bringen, oder die Wäsche vor dem drohenden Regen zu retten.“

Wir waren in der Vorkriegszeit gegenüber einer solchen Einstellung nicht immer mit fester Entschiedenheit gewappnet. Wir mußten, aufs große Ganze gesehen, zugeben, daß es viel an gutem Willen fehlte, dem Arbeitenden das zukommen zu lassen, was ihm als Anteil seiner Arbeit an den Reichtümern der Welt eigentlich gehörte, und daß durch entschiedene Forderungen und durch offene oder versteckte Drohungen nur allzuoft nichts als durchaus berechtigte Forderungen erzwungen wurden. Und das mochte manchen innerlich unsicher machen, wenn er an Stelle einer bürokratischen, mechanistischen, Arbeitsauffassung die Gesinnung einer organischen, lebendigen und opferwilligen Gemeinschaft verlangte.

Heute aber verhält es sich in unseren Anstalten, auch wenn wir vermehrte Kräfte eingestellt haben, mit der Arbeit wie mit der Versorgung: Die Ansprüche an Bequemlichkeit und Gemächlichkeit, die der einzelne erhebt, gehen auf Kosten des Ganzen. Und die harte Notwendigkeit, uns zu gemeinsamen Anstrengungen zusammenzufinden, hinter der das Ringen um Sein oder Nichtsein unseres Landes steht, löst manche Fessel, die bisher die

Erziehung zur Freude an gemeinsamer Anstrengung

gehemmt hat. Darauf kommt es ja wesentlich an, daß die oft fast verzweifelte Anstrengung, die, wenigstens in Stoßzeiten von uns verlangt wird, nun auch mit Freuden getan wird, weil sie jetzt einen besonders ernsten Sinn bekommen hat. Darin liegt auch das ganze Geheimnis der Erziehung zur Arbeitsgemeinschaft. Wir wollen gerade die dringenden Notwendigkeiten als Gelegenheiten zu dieser Erziehung willkommen heißen. Dafür einige Beispiele: Es ist leicht möglich, daß es uns das nächste Jahr an der nötigen Menge von Gemüsesamen gebricht. Warum nicht das nötige Saatgut selber züchten? Wir stecken nun die größten Sellerieknollen, die wir uns Dutzendweise von der letztjährigen Ernte zu diesem Zweck aufbewahrt haben, samt den Zwiebeln, den Bodenkohlraben, den Randen und Runkeln in den Boden, wir pflanzen die größten Rübli von der letztjährigen Ernte in den ehemaligen Blumengarten und lassen unsern Zöglingen einen kleinen Vortrag über die Aufzucht der Sämereien halten. Wir pflegen Kleintierzucht, brechen jeden Fleck Land um, soweit es menschenmöglich ist. Wir begeistern alle dazu, möglichst viel Dörrgemüse und Dörrobst herzustellen, und sagen ihnen: Soviel brauchen wir, um selber durchzukommen, aber es wäre doch allzu schön, wenn wir nun auch noch etwas für andere abgeben könnten, die es im nächsten Winter schwer haben werden. Wir haben genügend Kartoffeln für uns, auch wenn wir annehmen, daß wir statt des Brotes einmal im Tag geschwellte Kartoffeln essen. Wollen wir nicht noch ein Feld umbrechen, damit die Kinder in der Stadt mehr zu

essen haben? Oder wollen wir nicht noch eine halbe Juchart Sellerie und Lauch pflanzen, damit sie in der Stadt im nächsten Winter damit einer Suppenküche helfen können?

Oder wir sagen im Herbst zu unseren Zöglingen: „Ihr hattet bisher das Recht, das Fallobst unter den Bäumen für euch zu nehmen. Jetzt sammeln wir es gemeinsam und nachher liest sich jeder einen Apfel aus und die übrigen richten wir zum Dörren und schenken dann auf Weihnachten einen großen Sack mit Stückli einem Waisenhaus in der Stadt, wo sie keine Obstbäume haben. Wer macht mit?“

Man wird auch jetzt wieder erleben, was Sie ja alle aus Ihrer Arbeit kennen, daß es gerade den jungen Leute Freude macht, einmal eine tüchtige Mehrarbeit zu leisten, wenn sie dafür begeistert werden. Bastelarbeit macht sie verdrießlich, aber wenn sie für ein Werk eingesetzt werden, bei dem sie etwas richtiges leisten können, sind sie mit Herz und Hand dabei.

Es ist selbstverständlich, daß dabei die erwachsenen Mitarbeiter vorangehen müssen. Wer sich jetzt zu gut vorkommt, als Erzieher oder Vorsteher das Uebergewand anzuziehen und mit den andern anzupacken, möge sich schleunigst eine standesgemäßere Arbeit suchen, die seinem hohen Geist besser entspricht. In unseren Anstalten ist er sicher am unrichtigen Ort. Das ist ja gerade das Schöne in der Bedrängnis unserer Zeit, daß die bloß theoretische soziale Einstellung in ihrer ganzen Jämmerlichkeit entlarvt wird und die mitreißende Kraft praktischer Hingabe wieder wie nie zuvor zu Ehren kommt.

Und diese Gesinnung der freudigen Arbeitsgemeinschaft trägt

ein einfaches Gewand.

Sparsamkeit ist nicht nur ein dringendes volkswirtschaftliches Gebot. Die gebietende Notwendigkeit zum Sparen ist uns eine willkommene Gelegenheit, zur Einfachheit zu erziehen. Das hat mit kultureller Verarmung nichts zu tun, im Gegenteil: Wir wollen die Einfachheit als Mittel zur Vertiefung des geistigen und kulturellen Lebens.

Wir werden mit der Beschaffung der Kleidung unserer Zöglinge wohl zunehmende Schwierigkeiten haben. Es muß mehr ausgetragen und geflickt werden. Man wird zusehends mehr mit Neuanschaffungen zurückhalten müssen. Dann wird sich die Kunst zeigen müssen, einfach und sauber und dennoch in einem kleidsamen Gewand zu erscheinen. Auch hier werden eben die erwachsenen Mitarbeiter vorangehen müssen. Zwar hat man in Anstalten in dieser Beziehung wenig Prunk getrieben. Andererseits sind glücklicherweise die Zeiten, wo man altmodische Modelle mit tiefer und schlichter Gesinnung verwechselte, vorüber. Aber vielleicht ist da und dort nicht ganz überflüssig, wenn die Hausmütter ihre Mitarbeiterinnen ermuntern, der gemeinsamen Not, die uns alle betrifft, auch in der Art Kleidung Rechnung zu tragen und eine einfache Schönheit zu pflegen. Es ist dies schon ein Gebot

gegenüber den weiblichen Zöglingen einer Anstalt. Daß es nicht nötig ist, durch eine Kriegsbemalung anzuzeigen, in welchen Zeiten wir leben, ist unter uns Anstaltsleuten eine Selbstverständlichkeit. Und ebenso selbstverständlich ist es, gerade jetzt dem ärmsten Kind zu zeigen, daß uns daran gelegen ist, aus den bescheidenen Mitteln, die wir heute haben, das Möglichste herauszuholen, um es schön und kleidsam anzuziehen, und so gerade aus der Not eine Schule einer einfachen und ansprechenden Haltung zu machen.

Wir müssen damit rechnen, daß uns die Mittel zur Erneuerung unserer Häuser erheblich beschnitten werden. Die Farben sind schon recht knapp geworden. Oel und Bodenwischse sind an einem kleinen Ort. Wir wollen erst recht alles aufbieten, daß es trotzdem bei uns wohnlich aussieht. Ist es ein Nachteil, wenn wir zur Besinnung gezwungen werden, wie wir unsere Räume mit unsern einfachen Mitteln heimelig und schön gestalten können? Meistens machen die Leute ihre Sache am besten, die zu viel Arbeit haben. Dies ist jetzt bei den Anstaltsmenschen der Fall. Warum sollten wir also nicht auch noch dafür sorgen, wo wir doch so tief im Anbau drin stecken, daß es in der Umgebung unserer Häuser erst recht sauber und frohmütig aussieht? Dort am Gartenrand gibt es eine stolze Reihe von Sonnenblumen, in eine etwas trübselig dreinblickende Hausfront stecken wir ein paar Geranien, und wo wir die Blumenbeete preisgeben mußten, machen wir ein Gewürzgärtlein mit Camillen, Pfefferminz, und einem Dutzend anderer Gewürz- und Heilpflanzen. Und am Ende finden wir, daß dieses Gewürzgärtlein schöner ist als die Gladiolen, Hortensien und Begonien, die wir in der Vorkriegszeit bewundern ließen.

Niemand von uns Anstaltsvorstehern wird es bedauern, daß wir heute schon durch die äußern Umstände genötigt sind,

den Sinn für einfache Freuden

zu wecken. Erlassen Sie mir das Klagelied über jene Jugendlichen, welche die Nase rümpften, wenn man mit ihnen nur einen Waldausflug machte und nicht mindestens mit einem Auto-car fuhr und dabei an einer aussichtsreichen Hotelterrasse einen reichlichen Imbiß verzehrte. An dieser Jugend sind die Alten schuld. Anstelle des Jammerns über die Vergnügungssucht gewisser Jugendlichen wollen wir uns über das Vorrecht freuen, dafür sorgen zu müssen, daß sie an einfachen Freuden wirklich etwas haben. Nach einer arbeitsreichen Woche ein Bad und ein Sonnenbad am Samstagnachmittag, ein Kasperltheater an einem Regentag, das Herstellen von Spielen, der Besuch bei einer andern Anstalt, wobei die Zöglinge ein kleines Wettspiel von Darbietungen veranstalten, ein kleines Turnfest, das Vorlesen oder Erzählen einer Geschichte vor dem Einschlafen, gemeinsamer froher Gesang und auf die Weihnachtszeit das Herstellen eines wirklich brauchbaren Geschenkes für die Angehörigen — fast unermesslich sind die Möglichkeiten, der

Anstaltsjugend Freuden zu bereiten, an denen sie mehr haben als an den sogenannten höheren Kulturgenüssen, die sich zu den einfachen Freuden doch nur verhalten wie das Gestöhn der Hawaiimusk am Radio zu einem frischen selbstgesungenen Volks- oder Soldatenlied. Bei den Spielen kommt es ja gerade bei den Jugendlichen darauf an, sie an eine gediegenere, gemeinschaftsgemäße Freizeitbeschäftigung zu gewöhnen, die ihnen später, und nicht zuletzt, wenn sie selbst eine Familie gründen, zu gute kommen soll.

Freilich fordert gerade die Pflege solcher einfacher Freuden viel geistige Anstrengung von Seiten der Vorsteher und ihrer Mitarbeiter. Und es ist darum von großer Wichtigkeit, daß sie sich, im Wirbel der Kriegssorgen

Zeit für geistige Vertiefung

nehmen. Darunter ist ja nicht unter allen Umständen ein Besuch der jetzt massenhaft angesetzten Konferenzen zu verstehen. Es könnte auch sein, daß man sich Zeit nähme, ein Buch zu lesen — es brauchte nicht einmal ein Fachbuch zu sein — oder Zeit nähme, mit seinen Mitarbeitern einmal in Ruhe über solche Fragen zu beraten, oder einen Besuch in einer andern Anstalt zu machen, wo der Vorsteher vielleicht ebenfalls froh wäre, einmal einen guten Vorwand zu finden, um sich Zeit zu nehmen. Bei uns Anstaltsmenschen ist es Sitte, daß wir viel hören und lesen über krankhafte Entartungen der Zöglinge und die Möglichkeiten ihrer Heilung. Aber vielleicht wäre es für uns noch dringlicher, einmal über die krankhafte Entartung unseres Gewissens nachzudenken, insbesondere über die Meinung, daß wir nur in einer pausenlosen Betriebsamkeit unsere Pflicht erfüllen, und daß wir ein schlechtes Gewissen haben müßten, wenn wir uns einmal dann, wenn wir noch nicht ganz ermüdet sind, ein paar Stunden zur geistigen Anregung und Vertiefung gönnen. Man kann in geistiger Hinsicht nicht fortwährend geben, ohne auch neue geistige Nahrung aufzunehmen. Und das läßt sich nun einmal nicht immer so machen, wie es die Teilnehmer an einem Sechstagerennen zu tun pflegen, die im Vorübergehen schnell einen dargebotenen Bissen an sich reißen oder sich höchstens eine halbe Minute gönnen, um schnell eine Tasse Kraftnahrungsmittel hinunterzustürzen. Es braucht dazu Zeit. Und wir sollen uns nicht schämen, uns diese Zeit zu nehmen. Es gibt ja im Allgemeinen keine fadere Ausrede, als man habe für geistige Vertiefung keine Zeit. Um die Zeitungen zu lesen, hat man doch immer wieder Zeit. Wer aber diese Lektüre für geistige Vertiefung ansehen möchte, wäre entweder zu bedauern oder dann zu beneiden. Zur geistigen Haltung in der Gegenwart gehört also unbedingt die geistige Vertiefung. Unsern Anstalten ist nicht damit gedient, daß wir darauf verzichten. Die Gefahr der geistigen Aushöhlung ist ja ohnedies im Anstaltsbetrieb nicht gering. Und mancher schwere Zeitverlust, der auf die Rechnung dieser innern Uebermüdung und Aushöhlung kommt, hätte vermieden werden können, wenn wir uns zu innerer Sammlung Zeit genommen hätten.

Zu dieser Sammlung gehört nicht zuletzt

Die Besinnung auf die geistigen Grundlagen unserer Arbeit.

Es droht uns ja fast täglich die Gefahr, daß es unserem geistigen Leben ergehe wie der jungen Saat im Gleichnis des Herrn, die von den Dornen der Sorgen erstickt werden. Diese Halme bringen wohl noch Aehren hervor, aber sie sind leer. Man sieht es ihnen vielleicht auf lange Zeit nicht an, aber schließlich kommt es dann doch an den Tag.

Die Verantwortung des Vorstehers einer Anstalt ist erschreckend groß. Menschlich gesprochen kommt es doch wesentlich auf seinen geistigen Einfluß an, in welchem Geist die Anstalt geführt werde. Die Hauseltern bestimmen, ob sie es wollen oder nicht, ob sie sich dessen völlig bewußt sind oder nicht, doch weitgehend das geistige Gepräge eines Hauses. Sie haben nicht nur die Verantwortlichkeit eines Lehrers gegenüber seiner Schulklasse, die wahrhaftig schon schwer genug ist, sie haben dazu noch die Verantwortlichkeit der Eltern gegenüber den Kindern, des Werkmeisters gegenüber seinen Lehrlingen. Es gibt in keinem anderen Berufe eine so umfassende Fülle von Einflußmöglichkeit und darum auch von Verantwortlichkeit. Und darum ist es auch in keinem andern Berufe von so entscheidender Bedeutung, in welchem Geist, auf welcher geistigen Grundlage und in welcher geistiger Kraft dieses hohe Amt geführt werde.

Darum handelt es sich nicht um bloß theoretische Fragen, sondern um die Lebensfrage nach der tiefsten Quelle der Kraft, aus der unsere Arbeit getan werden soll, wenn wir uns immer wieder auf die geistige Grundlage unseres Berufes besinnen. Auch wenn wir nicht in einer Zeit der gewaltigsten, geistigen Entscheidungen leben würden, in einer Zeit, in der gleichsam die Oberflächen erschüttert und aufgerissen wurden, sodaß der tiefere Grund weltbewegender Mächte bloßgelegt und sichtbar gemacht worden ist, so müßten wir uns schon um der fast niederdrückend großen Verantwortlichkeit unseres Berufes willen stets aufs neue die Frage praktisch vorlegen: Was ist der Grund auf dem wir stehn?

Wohl fast alle unter Ihnen werden auf diese Frage, wenn auch immer wieder in verschiedener Art, der Antwort zustimmen: Diese Grundlage ist der christliche Glaube. Nicht wenige werden freilich bestimmte Vorbehalte oder Einschränkungen machen. Gewiß, der christliche Glaube, aber nicht jene Art der Gläubigkeit, wie sie da und dort vor Jahrzehnten in Anstalten zu finden war, die sich christlich nannten und wo ein unfreier und unfroher Geist herrschte und wo statt freiem Gehorsam eine ungute Unterwürfigkeit großgezogen wurde. Gewiß, der christliche Glaube, aber nicht ein Glaube, der mit psychischen oder gar materiellen Zwangsmitteln anerzogen werden soll. Gewiß der christliche Glaube, aber nicht ein Glaube, der die äußeren Formen stark betont und innerlich so wenig Leben aufweist. Ja, ganz gewiß: wenn schon christlicher Glaube, dann ein Glaube, der

lebendige Kraft und Freude

ist. Denn wir haben ja am Glauben nur so viel, als er uns zur erlösenden Kraft und zur Freude geworden ist. Das gilt in aller praktischen Nüchternheit. Es gilt vor allem der unerhörten Verantwortung gegenüber, die auf uns lastet. Und es gilt erst recht in Hinsicht auf die Hausgemeinschaft, in der wir stehn, und in der wie in einem Glashaus alle menschlichen Fehler und Schwächen der Mitarbeiter sofort sichtbar werden, sodaß sich wohl kaum an einem Ort bloßes Reden und Wortemachen so schnell enthüllt und in seinem ganzen verheerenden Schaden an den Tag tritt.

Der Glaube zeigt seine Kraft dann, wenn uns die äußeren Mittel eingeschränkt oder genommen werden. Wir müssen rechnen und zwar sehr genau rechnen, vorsorgen und sparen. Und in dieser engen Berührung mit allen Härten der täglichen Wirklichkeit, gegenüber unbezahlten Rechnungen zu wenig Mitarbeitern, stets neuen Anforderungen an unsere Hilfsbereitschaft, geraten wir in eine Bedrängnis nicht nur äußerer, sondern tief innerer Art. Es geht da um die Entscheidung, ob wir von den Nöten, Tabellen, Kurven und dem ganzen rein rechnerischen Denken innerlich beherrscht werden, oder ob wir darüber immer wieder Herr werden können. Wir müssen die Spannung aushalten können, einerseits diese irdischen Dinge in rückhaltlosem Wirklichkeitssinn so zu sehen, wie sie sind und so zu sorgen, als wären wir allein auf unsere Kraft und Vorsorge gestellt, und zugleich es anderseits zu wagen, mit zu geringen Mitteln einer viel zu großen Aufgabe getrost entgegenzugehen. Dazu wird ein Glaube verlangt, der nicht fein säuberlich von dieser irdischen Wirklichkeit abgetrennt in seinem separaten Bezirk lebt oder weit weg von dieser Welt über den Wolken schwebt, sondern mitten in diesem irdischen Leben wirkt und seine Kraft desto mächtiger zeigt, je schwerer der Kampf mit den Unzulänglichkeiten wird. Da stehen wir vor der nackten Not, vor der rein diesseitigen höchst wirklichen Bedrängnis, und wir sind zugleich in der Lage der Jünger des Herrn, die mit fünf Broten und zwei Fischen zu Tausenden gesandt wurden, um sie zu speisen, und sie gingen diesen so aller Vernunft widerstrebenden widersinnigen Weg, und machten alle satt.

In den so furchbar zudringlichen, hartnäckigen Nöten des Alltags zeigt der Glaube seine Kraft und bringt statt unfruchtbarem Klagen Freude, Freude darüber, daß aus der Not Segen wird. Mögen wir auch machmal von einem gut ausgewachsenen Anstaltsärger vorübergehend zu Boden gedrückt werden, so muß doch immer wieder die Freude durchdringen, daß uns Gottes Vorkehrung gerade in diese und keine andere Zeit hineingestellt hat, in der es nicht auf Schlagworte und Ideologien ankommt, nicht nur auf die äußern Bewertungen und Werturteile der Menschen sondern auf den tiefinnersten Wert, der nicht gemessen und gezählt werden kann. Da verlieren alle auf die Massen berechneten blenden Phrasen ihren Glanz und es kommt allein

darauf an, wie wir schlicht und senkrecht durchhalten und aufbauen an Ort und Stelle, mitten in den Schwierigkeiten, die uns rings umgeben.

Von diesen Kräften schrieb Prof. Heinrich Frick in diesem Frühling in einem vielbeachteten Artikel, Selbstbesinnung:

„der innere Wert muß durch unsere Arbeit zum Ausdruck kommen, und nicht durch große Worte... Die inneren Werte wirken dann von selbst, sie verlieren durch Anpreisung das Wesentliche: eben die Innerlichkeit.“

Die Ablehnung, die solche Worte beim geistigen Mittelstand unseres Landes und seiner Tagespresse gefunden haben, sind ein beredtes Zeugnis dafür, wie ungern heute eine der dringendsten Mahnungen gehört wird:

Die Mahnung nach Innerlichkeit

Schenken Sie mir, verehrte Kollegen, das Vertrauen, daß ich mir nicht in der heute vielverbreiteten Mode gefalle, die Sünden anderer Leute zu bekennen. Wer im Anstaltsbetrieb arbeitet, weiß, wo er zu wischen hat, und hat keine Lust, es vor den Türen anderer Anstalten zu tun. Er überläßt dies ruhig jenen Leuten, die dafür Zeit haben, weil sie ja nicht im harten Anstaltsdienst stehen, und die sich davon vielleicht auch einen, wenn auch recht zweifelhaften propagandistischen Gewinn versprechen.

Aber lassen sie mich es als einen von vielen unter den Mitarbeitern im Anstaltsdienst aussprechen: Der Kampf um die Innerlichkeit ist heute im Anstaltsdienst besonders schwer geworden. Es wird uns wohl fast allen so gehen: Die Beschäftigung mit den äußern Fragen der Versorgung und der Organisation der Arbeit nimmt uns derart in Anspruch, daß es zu einer inneren Ermüdung kommt, in der man oft froh ist, die große Arbeit zum Vorwand nehmen zu können, dem Kampf um die Innerlichkeit aus dem Wege zu gehn.

Dazu kommt noch ein anderes: Nachdem man in früheren Zeiten die technische Ausrüstung zum Anstaltsdienst im weiten Sinne des Wortes, also das Eindringen in psychologische und heilpädagogische Fragen, die Ausbildung in den verschiedensten Zweigen der Verwaltung, die Fragen der Berufserziehung allzusehr vernachlässigt hatte, stehen wir heute eher in der Gefahr, infolge der dringend nötigen Einsicht in all diese Gebiete die innerliche Geistigkeit gegenüber dem Technischen im weitesten Sinne des Wortes zurückzustellen. Dies ist ja eine allgemeine Erscheinung unserer Zeit. Und wir sind ja auch Genossen dieser Zeit. Innerlichkeit bedeutet nicht Weltfremdheit. Wahre Innerlichkeit bedeutet, zumal im Anstaltsdienst,

das Technische in den Dienst des Geistes zu stellen.

Das heißt, weniger anspruchsvoll ausgedrückt: Unsere Arbeit im christlichen Glauben tun. Dann erhält die Arbeit einen neuen, tieferen Sinn. Das Äußere wird zum Ausdruck der innern Gestaltung. Es geht dann nicht mehr in erster Linie darum, die Lebensbedürfnisse zu befriedigen, son-

dern um das Leben selbst, um den inwendigen Menschen, um den ganzen Menschen mit Leib und Seele.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß unsere soziale Tätigkeit samt der Erziehung in den Sozialwerken der verschiedensten Art in eine Krise hineingeraten sind, die sich etwa mit den Worten umschreiben ließe: Die Organisation und die Methoden, die wissenschaftliche Erforschung und die praktische Verwertung wissenschaftlicher Erkenntnisse haben sich weithin entfaltet, nicht zuletzt dank der großzügigen Hilfsbereitschaft des Schweizervolkes gegenüber Schwachen und Bedrängten. Die Häuser der Anstalt sind innerlich und äußerlich schöner geworden, ihre Einrichtung ist gegenüber früheren Jahrzehnten technisch viel vollkommener. Eine Menge von neuen sehr gut und mit vorbildlicher Hingabe arbeitenden Vereinigungen mit ihren Sekretariaten unterstützen mit ihrer offenen Fürsorge den Anstaltsdienst. Wer wollte dafür nicht von ganzem Herzen dankbar sein? Aber die Krise besteht darin, daß man sich vielerorts daran gewöhnt hat, den tiefsten Grund, aus dem die Arbeit letzten Endes allein getan werden kann, den christlichen Glauben, nur als eine rein private Angelegenheit der Anstaltsarbeiter zu betrachten, die eigentlich mit dem Wesen und der Ausprägung ihrer Arbeit wenig zu tun habe.

Noch deutlicher gesagt: Man erklärt, das Wesen unserer Arbeit sei die gemeinnützige oder die soziale Gesinnung, das sei ihr eigentlichster und tiefster Sinn, und es sei dann von nebensächlicher Bedeutung, welche bekennnismäßigen Privatmeinungen die Mitarbeiter ihr eigen nannten, wenn sie nur von wahrhaft gemeinnütziger oder sozialer Gesinnung belebt seien. Diese Auffassung konnte in den weitesten Kreisen solange unbeschwert von Bedenken anerkannt werden, als man der Meinung war, daß großzügige und reibungslose Organisation das wesentliche Merkmal der Sozialarbeit sei, wobei soziale Gesinnung natürlich vorausgesetzt wurde. Heute aber, wo die Erkenntnis um das Wesen der Gemeinschaft tiefer wird, und tiefer werden muß, wenn wir nicht untergehen sollen, wird es immer deutlicher, daß vor allem in den Anstalten nicht die Organisation das Entscheidende ist, sondern: Daß sie ein lebendiger Organismus sind. Könnten wir die Organisation mit einer wunderbar konstruierten Maschine vergleichen, die von sachkundiger Hand bedient, reibungslos ihren gut geölten Gang geht, so wäre der Organismus ein Leib, dessen Glieder mehr sind als nur Werkzeuge des sie bedienenden Geistes, sondern zu einer lebendigen Einheit zusammengehören.

In einem solchen Organismus, also in einer lebendigen Hausgemeinschaft einer Anstalt ist das Äußere der Ausdruck des Innersten, das Organisatorisch-Technische der Ausdruck des Geistes. Und wo diese Erkenntnis erwacht ist, oder besser gesagt: wo diese unumstößliche Tatsache erkannt worden ist, geht es schlechterdings nicht mehr an, zu sagen: Das, was den Mitarbeitern der eigentliche Urgrund ihrer Wirksamkeit bedeutet, was ihnen das Größte, das Hei-

ligste, was ihnen alleinige Kraft und Freude ihres Wirkens ist, das ist ja nur ihre private Ueberzeugung, die bei der Lösung der gemeinsamen Aufgabe nichts zu bedeuten hat, wenn wenigstens alle Mitarbeiter im Dienst wahrer Menschlichkeit und wahren sozialen Fühlens stehen. Wer so redet, tut, als ob wir heute nicht

mitten in einer der größten Krise der Gemeinschaft

stünden, die ihren letzten Grund darin hat, daß man erkennt: Mit der bloßen Organisation, in die sich die Menschen zwar einfügen, aber dabei nicht Glieder eines Organismus sein wollen, kann es nicht mehr weiter gehen. Und wir stehen, ob wir es dann sehen oder nicht, oder ob wir es sehen wollen oder nicht, auch mit unseren Anstalten in dieser Krise und erleben an einem winzigen Ausschnitt die Krise, die das ganze Abendland bewegt. Wir könnten sie mit der Frage bezeichnen: Ist der schristliche Glaube gerade noch als Privatmeinung neben dem Totalitätsanspruch anderer Geistesgrößen zu dulden oder hat er das Recht und die Kraft, eine Gemeinschaft zu bilden, eine organische Gemeinschaft, die von seinem Geist durchdrungen ist? Von der Beantwortung dieser Frage, und zwar von der praktischen und nicht nur von der theoretischen Beantwortung dieser Frage wird Bestand oder Untergang des Abendlandes abhängen, und die praktische Beantwortung dieser Frage entscheidet auch über kurze oder lange Zeit über Sein oder Nichtsein unserer Anstalten.

Noch einmal: Von der praktischen Beantwortung hängt die Entscheidung ab. Sich auf ein billiges Lippenbekenntnis etwas in unserer Eidgenossenschaft zu gute zu tun, die glücklicherweise Glaubens- und Gewissensfreiheit schützt, ist mehr als wohlfeil. Auch hier gilt das Wort, daß durch bloße Anpreisung nichts getan ist, sondern daß dadurch eben das Wesentliche, die Innerlichkeit verloren gehen kann.

Der christliche Glaube setzt das praktische Wagnis der Hingabe zur Gemeinschaft voraus. Christus sagt: „Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es erhalten.“ In dieser Hingabe, die ihren Glaubensgrund in der Hingabe des Erlösers an uns hat, liegt das Geheimnis der Gemeinschaft: Preisgabe der selbstgefälligen und selbstgerechten Ichbehauptung, um das Leben und sich selbst in einer tieferen Gemeinschaft viel reicher und größer zu finden. Da ist beides enthalten: Eine Entfaltung des einzelnen inneren Menschen, die weit größer ist, als sie die stolze Betonung der Selbstbehauptung der Persönlichkeit bringen kann, und zugleich eine befreiende Gemeinschaft, die viel tiefer ist, als sie bloße Ideale bringen könnten.

In dieser Gemeinschaft ist der einzelne Mensch nicht nur ein Rädchen in einem sinnvollen Apparat, nicht nur Teilnehmer einer Organisation sondern Glied an einem Leib, an einem organischen Ganzen, und was er als Einzelner ist, läßt sich nicht von dem trennen, was er als Glied der Gemeinschaft ist. Aber das alles ist er nur dann, wenn er darin das frohe Geheimnis eines frohen

Wachstums gefunden hat, das sich im Alltag bewährt. Darum kann auch die tiefere Arbeits- und Lebensgemeinschaft einer Anstalt nicht durch Programme und Proklamationen gemacht werden. Sie muß wachsen, in jedem Werk wieder auf ihre besondere Art und in der Ueberwindung besonderer Widerstände. Aber, daß eine neue und vertiefte Gemeinschaft wächst, ist das, was uns heute am meisten not tut. Den Gefahren, die der Gemeinschaft drohen, ist nur dadurch zu begegnen, daß sich

das Wagnis der Gemeinschaft als überwindende Kraft

erweist. Wo die Gemeinschaft im christlichen Glauben gewagt wird, da müssen ihr die Mächte, die sie sonst zu ersticken drohen, erst recht zur Entfaltung helfen. Da müssen uns auch in unseren Anstalten Einschränkungen, ja Entbehrungen nicht in kleinlicher Eifersucht auseinanderbringen, sondern uns erst recht vereinen. Da erwacht eine ganz neue Ehre, nicht mehr die Ehre des selbstbewußten Forderns, sondern die Ehre, opfern zu dürfen, weil man in der Gemeinschaft und im Dienst des Herrn steht, der uns im Zeichen des gewaltigsten Opfers zusammenschließt im Zeichen des Kreuzes. Das ist wahrhaftig eine

mannhaftere und kühnere Ehre als die Ehre einer Welt, die nur von den Lebensbedürfnissen redet und das tiefste Bedürfnis des Menschen, über sich selbst zu einer höhern Gemeinschaft hinauszuwachsen, mitleidig belächelt.

Wo ehrlich um diese verborgene Ehre gerungen wird, werden die Spannungen überwunden, die durch Ueberarbeitung und Knappheit immer wieder entstehen werden. Denn es erstarken Verantwortlichkeit und Treue, die an Ort und Stelle, gegenüber dem Werk, in dem gearbeitet wird, zu halten sind. Und aus der innern opferbereiten Gemeinschaft eines Werkes der Fürsorge erstarkt auch das Wagnis, gegenüber den Armen und Bedrängten des ganzen Volkes, also gegenüber der ganzen Volksgemeinschaft nicht nur Opfer zu verlangen, sondern auch in aller Selbstverständlichkeit Opfer zu bringen. Und mögen sich mächtige Organisationen zusammenschließen, um von andern Opfer zu erzwingen, so soll in unserem Herzen das Verlangen brennen, aus der Gefangenschaft ins eigene Ich hinauszuwachsen und immer mehr zu einer Gemeinschaft befreit zu werden, deren Stolz und deren Ehre darin besteht, schlicht und einfach zu dienen, im Zeichen des Kreuzes, das auch unsere Fahne trägt.

Das Dörren von Obst und Gemüse

Es ist begreiflich, daß bei der gewaltigen Zunahme des Dörrrens von Obst und Gemüse auch Mißerfolge und Enttäuschungen nicht ausbleiben. Nach den gemachten Beobachtungen entstehen die meisten Fehlerzeugnisse deshalb, weil die Grünware, d. h. das Rohprodukt, nicht den Qualitätsanforderungen entspricht und besonders, weil es falsch vorbereitet wird. In dem von der Kommission für Trockenkonservierung des Eidg. Kriegsernährungsamtes herausgegebenen, bei der Propagandazentrale für Erzeugnisse der schweiz Landwirtschaft, Zürich, erhältlichen Büchlein „Praktische Anleitung für das Dörren von Obst und Gemüse“ sind sowohl Qualitätsanforderungen wie auch die Art und Weise der Vorbehandlung des Obstes und der verschiedenen Gemüse genau umschrieben. Die gründliche Durchsicht der einschlägigen Kapitel ist allen Dörrinteressenten sehr zu empfehlen. Nachstehend einige diesbezügliche Richtlinien:

Die Qualitätsanforderung an die Grünware.

1. Die Qualität der Dörrprodukte entspricht der Qualität der Grünware. Das Dörren ist daher wohl eine Ueberschuß- und Reserve-, nicht aber eine Abfallverwertung.
2. Qualitativ gute Dörrprodukte können nur dann erzielt werden, wenn die Rohstoffe frisch, d. h. möglichst bald nach der Ernte gedörrt werden.
3. Alle Produkte, die gedörrt werden sollen, müssen im richtigen Reifezustand geerntet werden. Ueberreife und unreife Ausgangsprodukte geben keine Qualitätserzeugnisse.
4. Das Dörren ist eine der zweckmäßigsten Me-

thoden zur Verwertung von Ueberschüssen. Dörren gelingt aber nicht mit halbwecker Grünware, und es ist deshalb falsch, Produkte zu dörren, die man schon ein- oder mehreremal auf den Markt gebracht hatte oder die schon längere Zeit gelagert worden sind und nicht verkauft werden konnten.

Die Vorbehandlung der Grünware.

Birnen sollen kernteig bis leicht teig sein. Sie werden meist ganz gedörrt, können aber auch halbiert oder in Stückli (Schnitze) geschnitten werden, was den Dörrprozeß erleichtert. Birnen müssen vor dem Dörren geschwellt werden.

Aepfel. Saure Aepfel werden geschält und in möglichst gleichmäßige Stückli von etwa 1½ cm Dicke oder in Ringe von etwa 8 mm Dicke geschnitten. Kernhaus und Fliege sollen vollständig entfernt werden. Süßäpfel werden ungeschält in Stückli geschnitten. Damit das Dörrgut eine helle Farbe bekommt, müssen die Stückli oder Ringe sofort nach dem Rüsten in eine einprozentige Kochsalzlösung (10 Gramm Salz auf 1 Liter Wasser) gelegt werden.

Zwetschgen. Man soll nur große, gut ausgereifte Früchte dörren. Wenn sie beim Stielansatz bereits leicht geschrumpft sind, ist die Gefahr des Tropfens weniger groß. Das Entfernen der Steine ist nicht zu empfehlen.

Das von den Zwetschgen gesagte gilt auch für alles übrige Steinobst. (Da aber große Pflaumen, Pfirsiche, Mirabellen zum Dörren viel Wärme beanspruchen, sollten diese Früchte nach